

Er scheint
jeden Samstag.
Preis
pro Quartal 80 Pfg.
in der Expedition, bei
den Boten und der Post:
mit „Sterne u. Blumen“
25 Pfg. mehr.

Glück auf!

Inserate
die fünfzehntägige Zeile
oder deren Raum 10 Pfg.
Bei Wiederholungen
und größeren Anzeigen
entsprechenden Rabatt.
Anzeigen bis Freitag
Morgen erbeten.

Anzeiger für Meckernich und Umgegend.

Redaction, Druck und Verlag von P. J. Kerp in Meckernich. Expedition: Bahnhofstr. 46 a.

No. 23.

Samstag den 8. Juni 1889.

11. Jahrgang.

Zum hl. Pfingstfest.

Augenwärtig wirkt und ist
O heil'ger Geist Dein Wehen,
Und wenn Dich auch kein Blick ermisst,
Der Glaube kann's verstehen.
So fällt der Thau und feimt die Flur,
Das kein Verstand begreift,
Und wenn er bis zur Sternenspur
Mit kühnem Gräbeln schweift!

Dein Walten hebt zum Licht aus Nacht,
Zum Himmel von der Erde;
Du hält Dein Feuer uns gebracht,
Daß Glaubenstag hier werde;
Du bannst aus diesem Prüfungsthal
Den Wahn mit seinem Trug,
Und weicht zum Götterkenntnißtrahl
Den frommen Sehnstischling!

Als Leuchte strahlst Du dem Verstand,
Zur Tugend gibst Du Flamme,
Du bist ein Stab der Hilferhand,
Der nimmer bricht zusammen.
Als Führer auf der Lebensbahn
Bist Du's, der sicher hält,
Daß nicht in der Verwegung Plan
Verämbt die Seele fällt!

Und sanken, wie's geübte Noth,
Verflucht arme Herzen:
Du trägst gelindert sie empor
Und lindert Mißgeschmerzen;
Du gibst der Hoffnung Frührothlicht,
Der nicht schwer die Biegelöst,
Verheißt sanft, wie Liebe spricht,
Dort oben selge Noth!

Stets gibst Du hohen Lebensmuth,
Den Heiland zu bekennen,
Wie gläubend Huh und blühende Wuth
In Feindesfeelen brennen!
Der sich im Glauben treu bewährt
Und nimmer Dich verläßt,
Der wird durch Dich im Tod verkärt,
Dem winkt das Paradies.

A. H.

◆ Pfingsten. ◆

Der deutsche Name dieses Festes mit seinem hellen Klang paßt so recht zu dem frohmuthigen Charakter desselben. „Ostern“ lautet ernstfeierlich, „Pfingsten“ aber wie munterer Vogelzug zwischen Laub und Blüthen. Zu Ostern sollte es schon Frühling sein, aber in unsern Breitengraden feiern wir es meistens in Winterkleidern, wenigstens die vorächtigen Leute. Pfingsten aber ist unser „Maitag“, das Fest der Blüthe, sowohl im natürlichen, als im religiösen Sinne.

Zu Weihnachten fiel das Samentorn des Heiles auf die Erde, zu Ostern durchbrach der Keim triumphierend die Gruft, in der man ihn todt wähnte, zu Pfingsten öffnete sich der Blüthenkelch der Heilsfrucht dem himmlischen Licht.

Hinaus ins Freie, zur Betrachtung und zum Genuss der jugendlichen Natur! So lautet die Parole zu Pfingsten, und dieser Weg ist gut und recht. Zehn Tage später führt uns die Kirche selbst in heiliger Prozession hinaus, daß wir den Herrn in seinen Werken preisen und des Schöpfers gedenken.

Wenn die materielle Welt in Blütenpracht und Sonnenglanz erstrahlt, feiert die Kirche das Fest des hl. Geistes; wenn das Sinnliche in den reizendsten Formen sich darstellt, wird die Seele zur Verehrung des übersinnlichen Urquells alles Seins, aller Kraft und aller Schönheit gemahnt: „Sende aus deinem Geist, der die Schöpfung trägt und das Antlitz der Erde erneuert.“

„Der Geist ist es, der lebendig macht!“ Auch der weitaus größte Theil der Weltweisen, welche bloß die eigene Vernunft als maßgebend betrachteten, hat sich der Wahrheit nicht verschließen können, daß die Materie, welche wir mit den fünf Sinnen des

Körpers wahrnehmen, eitel und nichtig ist, und daß erst hinter diesen vergänglichen Erscheinungsformen, in der Welt der Ideen, das wahre Sein und Leben beginnt. Aber wie winzig und unklar ist die Aussicht in die geistigen Höhen, welche uns die Weltweisheit eröffnet, im Vergleich zu der umfassenden und bestimmten Fernsicht, welche uns die Offenbarung und der Glaube gewährt! Die menschliche Vernunft klettert mühsam auf den Stiegen des babylonischen Thurmbaus in die Höhe, während der Glaube wie ein Luftballon uns gen Himmel erhebt, hoch über alle Höhenbauten menschlicher Kraft und Kunst, hoch über die Dünste und Wolken der irdischen Welt, bis in jene Höhen, wo nichts anders ist, als das klare Licht der ewigen Wahrheit und der warme Strahl der ewigen Liebe, die der hl. Geist vom Sionsthor der Dreieinigkeit hinausträgt nach allen Seiten der Unendlichkeit, wo immer ein Ebenbild des göttlichen Geistes an einen Körper gebunden ist.

Wenn die Weltweisheit die Klippe des Materialismus glücklich vermieden hat, so kann sie noch in den Strudel des andern Extremis gerathen, indem sie dem körperlichen Theile des Menschen seine Würde, dem menschlichen Einzelleben seinen Werth bestreitet. Die rechte Mittelstraße und die befriedigende Harmonie zwischen Materie und Geist, Zeit und Ewigkeit finden wir in den kurzen und doch so inhaltsreichen Worten am Schluß des Glaubensbekenntnisses: „Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“ Die durch die Einkehr der unsterblichen Seele geübte Körperlichkeit wird nicht spurlos versinken mit der übrigen Materie in das Nichts, woher sie gekommen, sondern das Fleisch wird in verklärtem Zustande sich erheben aus der irdischen Gruft, um an dem ewigen Leben in der übersinnlichen Welt seinen Antheil zu haben. Die „Einheit“ von Natur und Geist, welche menschlicher Vorwitz schon im Diesseits zu konstatiren sucht, wird im Jenseits sich finden, wenn das vergängliche Weisheit nach Erfüllung seines Zwedes in jenem Weltbrande vernichtet ist, aus dem der Mensch wie ein Phönix hervorgeht.

Das vergängliche Weisheit, die Herrlichkeit der irdischen Welt, soll dem vernünftigen Wesen nicht Selbstzweck sein, sondern nur Mittel zu dem Einen, was nothwendig ist. Betrachte, studire und genieße die Natur, um Den, der sie geschaffen, erhält und regiert, zu erkennen und zu lieben; benutze die Kräfte der Natur, um gemäß dem Willen des Allenters zu deinen und der ganzen Menschheit leiblichem und geistlichem Gedeihen mitzuwirken.

Und fragst Du als bescheidenes Weisheit: Wie kann ich etwas beitragen zu der Schönheit und dem Gedeihen der ungeheuren Schöpfung Gottes? — so laß deinen Blick über die unabsehbare Weite der blühenden Fluren fliegen und jenseit ihn dann sorgend auf das Grün zu deinen Füßen. Es sind lauter kleine, kleine Halmchen und Blättchen, aus denen sich die riesige Herrlichkeit zusammensetzt. Was im Einzelnen dem Oberflächlichen als gleichgültig und nichtig erscheint, bildet, wenn Strichlein sich zu Strichlein fügen, jenes wundervolle Gemälde, das uns die ewige Schönheit ahnen läßt.

Allocution

des Papstes Leo XIII. gehalten im Consistorium vom 24. Mai 1889.

Ehrwürdige Brüder!

Indem Wir im Begriffe stehen, heute Euer hochansehnliches Collegium sowohl, als auch den Episcopat durch neue Glieder zu ergänzen, wäre es wohl Unser sehnlichster Wunsch, von dieser Stelle aus rufigeren und freudigeren Herzens nur solche Dinge zu Euch sprechen zu können, die mit Freuden vernommen würden. — Allein wie wäre dies bei so harten und schwierigen Verhältnissen möglich? Wie Ihr sehet, umgeben Uns heute genau dieselben Uebel und Bedrängnisse, welche vor neunzehn Jahren mit der Einnahme von Rom geschaffen worden sind;

ja, sie haben sich mit ihrer Dauer noch verschlimmert, und es ist, so weit die Bläne der Feinde in Betracht kommen, gar nicht abzusehen, welchen Grad dieselben noch erreichen werden, zumal Wir den mit den Erfolgen stets wachsenden Muth derselben schon bisher nur zu bitter haben erfahren müssen.

Ihr selbst, ehrwürdige Brüder, seid Zeugen des Verlaufes, welchen die Dinge nehmen; wie groß einerseits die Dreistigkeit, den Papst zu beleidigen, und andererseits die Straflosigkeit ist, mit welcher diese Beleidigungen geschehen dürfen. Welche Absichten hiermit verfolgt werden, steht außer allem Zweifel, dieselben treten allerseits hervor und finden in zahlreichen Thatfachen ihre Bestätigung. Die Anfeindung der christlichen Anstalten wird nämlich bei zunehmender Beschränkung und Unterdrückung der Freiheit des römischen Papstes immer herber. Wir sehen, wie die Volksmeinung gegen die geheiligte Macht des apostolischen Stuhles aufgereizt und wie der Haß der Menge durch gemeine Ungebundenheit der Sprache entflammt wird. — Ja, es ist bereits so weit gekommen, daß in dieser Stadt selbst, vor Unseren eigenen Augen die Religion Jesu Christi durch eine in die Augen springende und anbauende Schmähung beleidigt werden darf, indem man mit unverkämter Aufdringlichkeit einem Abtrünnigen der katholischen Religion Ehrenerweisungen zuerkennt, die nur der Tugend gebühren.

Die Katholiken der ganzen Welt sind ob dieser Dinge mit inniger, die tiefsten Tiefen ihres Herzens bewegender Besorgniß erfüllt. Schwer wird es ihnen, die unwürdige Lage, in welcher sich ihr Vater befindet, zu ertragen und sie können nicht ohne Sorge sein um die Freiheit des erhabenen Amtes, das dem Bischöfe ihrer Seelen obliegt. — Sie unterlassen es daher auch niemals, Uns durch bewundernswürdige Zeichen kindlicher Ergebenheit und hervorragenden Eifers zu trösten, und Ihr selbst wißt, ein wie großer Theil der Gebanten und Sorgen derselben auf den erst kürzlich in den Hauptstädten der verschiedenen Länder Europas befaßten Verathschlagung über nützliche gemeinsame Angelegenheiten stattgehabten Katholikenversammlungen den Interessen des apostolischen Stuhles gerichtet war. Und da sie erkannt haben, daß zur Wahrung der Freiheit und Unabhängigkeit des apostolischen Amtes in der Person des Papstes die weltliche Herrschaft (civilis principatu essu opus) nothwendig sei, so haben sie ihre diesbezüglichen Kundgebungen, wie billig, streng dem Beispiele und den Unterweisungen des apostolischen Stuhles angepaßt. Was aber ihre Beschlüsse betrifft, nämlich mit allen gesetzlichen Mitteln danach zu streben, daß dem Papste wieder thatsächlich die ihm gebührende Freiheit rückerstattet werde, haben sie nur von ihrem Rechte Gebrauch gemacht, indem sie die Vertheidigung der gerechtesten Sache, die alle Katholiken gemeinsam angeht, auf sich genommen haben. — Für diese Sache kämpfen Wir selbst, wie es sich gebührt, seit Langem in erster Linie mit allen Kräften, und Wir werden Uns, wenn Gott Uns gnädig ist, weder durch die Länge der Zeitdauer, noch durch die Größe der Schwierigkeiten von ihrer Vertheidigung abwendig machen lassen.

Um nun den eigentlichen Zweck dieser Versammlung zu erfüllen, haben Wir beschlossen, Euer Collegium durch einige Bischöfe aus Frankreich, Belgien und Böhmen, welche durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hervorrangen und durch die Verwaltung ihrer respectiven Diöcesen einen glänzenden Beweis bischöflicher Tugend gegeben, sowie auch durch zwei römische Prälaten, welche in verschiedenen Aemtern dem apostolischen Stuhle seit Langem hervorragende Dienste geleistet haben, zu ergänzen.

(Folgen nun die Namen der neuernannten Cardinäle und die beschließende Segensformel.)

Politische Nachrichten.

—h 7. Juni.

Viel Geschrei haben die französischen Blätter über einen angeblich geplanten Versuch unseres Kaisers

Beilage zu No. 23 des „Glück auf!“

Eine Teufels-Austreibung.

(Aus dem Luxemburger Sonntagsblatt.)

Im Mai des Jahres 1842 feierte die Stadt Luxemburg wieder das Octav-Fest der Mutter Gottes, der „Trösterin der Betrübten.“ Auch aus dem benachbarten Elsaß und Lothringen waren wie auch jetzt noch, zahlreiche Pilger zum Gnadenbilde herbeigekommen, und den ganzen Maimonat dauerte der Zug der frommen Wallfahrer an. Unter diesen befand sich auch ein armes Mädchen, Namens Maria Anna Katharina Pfefferkorn, aus Wiler in Deutsch-Lothringen gebürtig, welche in ihrer Heimat als vom Teufel besessene galt. Sie war die Tochter eines frommen und arbeitsamen Webers, trat im Alter von 13 Jahren in Wiler in einen Dienst. Im Alter von 16 Jahren empfand sie die ersten Anzeichen ihres Leidens. Die Ursache desselben soll folgendes Ereigniß gewesen sein: Eines Tages, da sich Maria Anna Katharina im Hause ihres Dienstherrn ganz mütterlehenellene befand, sah sie vom Fenster aus mehrere große, sehr unheimlich aussehende Bettler auf die Wohnung zukommen. Von Furcht ergriffen, läuft sie an die Hausthür, um dieselbe zu schließen. Darüber gerathen die Bettler in Wuth, und unter anderen Flüchen stoßen sie auch die Vermuthung aus: „Der Teufel möge das Mädchen holen!“ Kaum hatte Maria Anna diese Worte vernommen, als es ihr vorfam, ein Schwarm von Mücken dringe ihr durch Mund und Nase in die Kehle. In den darauf folgenden Monaten bemerkte man zuweilen, daß der Blick des armen Mädchens ganz starr wurde, und ihre Gesichtszüge sich verzerrten. Sie besorgte jedoch noch eine Zeit ihre Arbeit. Erst nach sieben Jahren traten fürchterliche Zuckungen, Aufregung und Ueberreizung ein. Niemand konnte die Person behalten wegen ihres fürchterlichen Heulens. Sie mußte nach Hause zurückkehren, gerieth sich beständig und befaß eine solche Kraft, daß die sechs stärksten Männer des Ortes sie nicht bändigen konnten. Dabei sprach sie Latein und warf den Leuten, die aus Neugier zu ihr kamen, ihre Sünden vor. Sie ward in ein Hospital, dann in eine Irrenanstalt gebracht. Allein sie stellte sich bald heraus, daß man sich getäuscht hatte. Eine Versammlung von Aerzten sprach sich dahin aus, daß das Mädchen nicht geisteskrank, sondern mit einem Teufelswahn behaftet sei, daß hier eine wirkliche Beseßene vorliege. Auch der Prinz von Hohenlohe war dieser Ansicht und sandte ihr eine Beschwörungsformel, die sie sprechen und bei sich tragen sollte. Aber es half Nichts. Ihr Angesicht verwandelte sich in eine Teufelsmaske, die sich zu einem häßlichen und satanischen Lächeln verzog, besonders wenn man für sie betete; ihre Zunge hing übermäßig lang zum Munde heraus; ihre Augen boten einen schauerhaften Anblick dar. Die Anwesenheit von Priestern, ein Kreuz, ein Muttergottesbild, ein Rosenkranz unbewußt in ihre Nähe gebracht, genügten, um sie in Wuth zu versetzen. Nachdem man sie wieder in das Meyer Hospital gebracht, versuchten zwei Jesuitenpäter im Auftrage des Bischofs von Metz die kirchlichen Ceremonien der Teufelsaustreibung (Exorzismus genannt) an ihr. Sie wurde eine Zeit lang ruhig, aber nicht befreit. Sie rief den Patres zu: „Es wird Euch nicht gelingen; es ist Alles verlorene Mühe; es muß einer kommen, der eine hohe Mühe trägt, um mich zu heilen!“ Da rief man ihr, sich nach Luxemburg, wo sie schon einmal gewesen, zum Bischof Laurent zu begeben, was sie in Begleitung von zweien ihrer Schwestern auch ausführte. Ueber die dann dort im Mai 1842 wirklich stattgehabte Austreibung erzählt unser früberer, im Jahre 1884 verstorbener, heiligmächtige Bischof Johannes Theodor Laurent, in einem Briefe u. A. Folgendes:

„Am letzten Montage Nachmittags kam sie mit ihren Schwestern mich besuchen. Ich hieß sie sitzen und hob an, ihr Glück zu wünschen zu der wunderbaren Befreiung, die ihr durch die Fürbitte der seligsten Jungfrau zu Theil geworden. Ich war aber übel berichtet gewesen; der Böse war in ihr allerdings gebändigt worden, die Kämpfe und Plagen waren innerlicher; er vermochte nicht mehr, sie im Empfang der Sacramente zu stören; aber vertrieben war er keineswegs. — Kaum hatte ich in oben bemerkten Sinne zu sprechen angefangen, als diese demüthige, einsältige, schlichte Gestalt sich auf einmal plötzlich erhob, wider mich anlog und mir ein Angesicht zeigte, in das ich nur eine Sekunde geschaut, das ich aber nicht vergessen werde, wenn ich tausend Jahre alt würde, und an das jede Erinnerung mich noch jetzt mit kaltem Schauer überzieht. Ich sah dem leibhaftigen Teufel in's Angesicht. Dabei hieß er in Brüllen aus, wozogen das eines Löwen lieblich zu nennen ist. Ich hatte noch

eben die Kraft, meine Hand zum Kreuzzeichen wider ihn zu erheben; das schmettete ihn nieder, und nun wälzte er die Arme zu meinen Füßen auf dem Boden unter gräßlichen Verrenkungen und Zuckungen, von Unten herauf immer mit demselben Höllenanblicke mich anstarrend. Ich gesehe meine Schwachheit, ließ mich anstarrend. Ich gesehe meine Schwachheit, ließ sie mit ihren Schwestern allein. Als ich mich draußen ein wenig vom Entsetzen erholt, rief ich meine Kapläne, und mit ihrer zwei und Herrn Föhr (Seminar-Professor) ging ich wieder hinein und begann zitternd und bebend die Exorzismen (Beschwörungen). Darüber fuhr der Böse mit seinem Schlagtopfer aus einer Ecke des Zimmers in die andere, und die drei handfesten Geistlichen wurden von dem schmächtigen Mädchen hin und her geschleudert. Ich ermannte mich aber allgemach und setzte ihm scharfer zu, worauf er zum Stehen kam. Die verschiedenen Wirkungen der Exorzismen äußerten sich in fürchterlichen Zuckungen und gräßlichem Heulen; aber zwei Stunden fortgesetzt, brachten sie kein Ergebnis hervor. Da griff ich zur Litanei der Mutter Gottes, und obwohl die Zeit der Erlösung noch nicht gekommen, so wirkte doch die Anrufung der Himmelskönigin sichtbar. Der starke Krampf der Arme und des ganzen Leibes der Leidenden löste sich; ihr Gesicht verklärte sich wie das eines weinenden Engels; sie kam zur äußeren Ruhe, und ich hörte auf. Das war Dienstags. Die ganze Woche dauerten die inneren Kämpfe Tag und Nacht fort, sie war härter geplagt als vorher; brennende, stechende Schmerzen wühlten in all' ihren Gliedern. Ihre Schwester kam mich mehrmals flehentlich bitten, an der Befreiung fortzuarbeiten. Tief angegriffen von Schrecken, hatte ich vier bis fünf Tage nötig, um mich zu entschließen und ein wenig vorzubereiten, und bestimmte endlich den Sonntag, am gegen 5 Uhr Nachmittags in verschlossener Kirche wieder an's Werk zu gehen, wohl das ernsthafteste des ganzen priesterlichen Amtes! Da ward ich zwei Stunden vorher zur königlichen Tafel gerufen und beauftragte drei meiner Geistlichen unter Beistand von drei andern und einigen frommen Frauen und Männern, meine Stelle zu vertreten. Als ich gegen acht Uhr nach Hause kam, war schon Bote über Bote dagewesen, mich zu suchen, weil sie Nichts ausrichten konnten. Ich ging mit schwerem Herzen hin, und schon aus einiger Entfernung hörte ich das graue, müde Gesicht, das die Kirche erfüllte, von dem Hüfte rufenden Gebete der Priester unterbrochen. Beim Anfang hatte der Böse die Leidende über den Kommuniontisch weg aus dem Chor in das Schiff der Kirche geschleudert, daß ihr Fall auf dem Steinboden wiederhülle, doch ohne sie zu verletzen. Nur mit der Stola gebunden, hatte er sich, wie ein widerstrebender Hund am Strick, wieder zum Altare schleppen lassen. Die drei Stunden hatte er in allen Thiertönen gebrüllt und geschrien, am meisten in denen eines Wolfes und eines Raubvogels, dazwischen immer in gut deutlicher und französischer Sprache schwägend, die das Mädchen sonst nicht spricht, und mit einer rauhen, hohlen Stimme, die von der ihrigen ganz verschieden ist. Die Beschwörungen und Gebete hatten ihn schredlich gepeiniget. Als ich anfang zu arbeiten, wollte er mir meine Sünden vorerzählen. Ich gebte ihm aber, gleich zu verstummen, was er thun mußte. Er wollte sich wieder gegen mich aufbäumen; aber ich legte ihr die Stola auf's Haupt, und er mußte zähneknirschend stille stehen. Dann begann ich, die „Trösterin der Betrübten“ über sie anzurufen; er wechselte mit jämmerlichem Geheul und mit Weinen wie das eines Kindes ab. Dann nahm ich die Beschwörungen vor. Von allen seinen Reden kann ich hier nur wenige anführen als: „Wer mich geschickt habe, ihn zu quälen? Wohin er denn solle? er habe noch lange genug in der Hölle zu weilen: immer, immer, immer, immer zu brennen!“ Sie mußte büßen für fremde Sünden, besonders für die der Geistlichkeit ihres Landes, die faul und träge sei; ich machte es ihm heiß, aber er werde es auch mir heiß machen, er wolle mich weggebracht. Alle Erwähnungen der Menschwerdung und des Leidens unseres Herrn erschütterten ihn; dann schrie er: „Ja, ja, ich werde gehen!“ Auf meine Frage: wann? antwortete er trozig: „Nicht heute, nein!“ Mit vielen Beschwörungen brachte ich endlich aus ihm heraus: „Morgen um neun Uhr!“ Schauerliche Gotteslästerungen stieß er zuweilen aus; den Namen Gottes nannte er nie, den gebenedeiten Heiland nannte er den „Juden.“ Er drohte, die Leidende die Nacht noch schredlich zu peinigen. Das unterlagte ich ihm, und obgleich er immer verneinte, hat er doch gehorchen müssen, da ich sie in der Stola die Nacht zubringen ließ. Nachdem ich noch oftmals fruchtlos versucht, ihn heute zum Weichen zu bringen,

sprach ich zur Geprüften: „Maria Katharina vade in pace! (geh' in Frieden).“ Und in dem Augenblicke zog sich der Böse in ihr Inneres zurück. Der Krampf löste sich, die Arme sank erschöpft auf einen Stuhl; das Engelsangeßicht voll Frömmigkeit, Liebe und Ergebung tauchte wieder aus dem beschwichtigten Sturm. Wir gingen ernst und schweigend nach Hause. Ich konnte nur mit Aufbietung aller meiner Glaubenskraft die Nacht allein bleiben, während welcher nur kurzer Schlaf mir vergönnt war. Der gefrign Tag war mir einer der schredlichsten meines Lebens; solche innerliche Trostlosigkeit, Unheimlichkeit und gleichsam Gottverlassenheit hab' ich nie in mir empfunden.

Anderen Abends gegen sechs Uhr ging ich wieder mit meinen Geistlichen zur Kirche hin. Die Leidende saß äußerlich ruhig, aber in großer innerer Bewegung und Dual am Eingang des Chores. Sobald ich aber, zu ihr gewendet, sprach: „Tritt heran, Gottloser, zum Altare Gottes, damit du beschämt und ausgetrieben werdest!“ — da fing das Heulen, Fleischen, Wüthen, Toben und Zerren wieder an, und nicht die Kraft von 6 Priestern, sondern nur das Band der Stola konnte sie halten. Wir beteten die Litanei von allen Seligen. Beim Namen des Erzengels Michael mußte er, wie schon öfter, befennen: „Der ist's, der mich aus dem Himmel gejagt! Und ich bin so gut Erzengel wie er!“ Dann begannen die Beschwörungen, die Gebete, die Evangelien, die Psalmen. Wo ich merkte, daß er mehr gequält ward, da verweilte ich länger und wiederholte mit meinen Priestern die Worte. Er schrie oft: „Ich werde mit neuen Ketten angeßchnitten! Ich bin abgeßchnitten! Ich werde gebraunt!“ Seinen eigenen Namen mußte der Unheimliche auch sagen. Es war ein graues Wort und klang wie: „Erroro.“ Ueber seine Zahl hatte er schon früher gesagt, sie seien erst zehn gewesen und dann herein gefahren wie die Schnaden. Das Gloria Patri u. s. w. sprach die Leidende jetzt öfter mit ihrer Stimme mit. Ich befaß ihm, mit seiner Stimme, nicht mit der ihrigen das Gloria Patri zu sagen. Er streckte die Zunge heraus, fleischte die Zähne, stieß mich mit Füßen, jedoch ohne wehe thun zu können. Ich sprach (immer lateinisch), weil er Gott nicht mit Worten die gebührende Ehre geben wollte, so sollte er es mit Werken thun müssen, auf die Erde sich hinstrecken und die Stirn in den Staub beugen. Augenblicklich gehorchte er. Ich hieß ihn knien vor dem Allerheiligsten; er sträubte sich, aber er mußte gehorchen. Die Gotteslästerungen kamen noch öfter dazwischen. Als ich den Namen des Allerhöchsten genannt, brumnte er: „Mit dem habe ich nichts zu schaffen!“ — „Mit wem?“ — „Mit dem!“ — „Mit wem?“ — „Mit dem du sagst!“ — „Jesusum Christum nannte er wieder: „Diesen Juden!“ Dann schrie er: „Wenn das so lange dauert, muß ich marschiren! Wohin muß ich gehen?“ — „In die Hölle, woher du gekommen!“ — Er: „Laß mich in eine Andere fahren!“ — „In die Hölle!“ Ich glaube da war's, wo er wieder sein entsetzliches „Immer, immer!“ herausstürzte. Ich betete den Engelgesang: Sanctus, sanctus, sanctus! über sie; da ward er gar wild, riß uns hin und her, konnte aber den Kopf der Stola nicht entreißen. Wir wiederholten alle den Engelgesang. Da sah ihre Schwester, ein gar kluges, einsältiges und frommes Mädchen, wie eine ungeheure Spinne von der Leidenden fortstoch.

Der Abend nahte heran; ich beschwor den Satan, unter dem Stodenzichen zum englischen Gruß auszufahren, und fing den freudreichen Rosenkranz an. Die Leidende betete die zwei ersten Gesetze ziemlich ruhig mit; beim dritten Gesetze aber begann wieder der Krampf; ihr Beten ward ein lautes Schreien, sie mußte die Worte herauswürgen, aber kein einziges blieb zurück. Da erwies mir die allerheiligste Gottesmutter die Gnade, mein Vertrauen zu beleben; mit ausgestreckten Armen, vor dem Tabernakel des Herrn betete ich die drei letzten Gesetze in immer steigender Inbrunst, alle meine Priester ebenso, die Augen unverwandt gehetet auf's Gnadenbild. Es war mir zu Sinn, als schwebte die Himmelskönigin hernieder und werfe einen gültigen und milden und süßen Blick auf unsere Versammlung und winke uns Erlösung zu. Nachdem das letzte Ave Maria gebetet, hieß ich den Küster hinauf zum Stodenzichen gehen und zum englischen Gruß lauten, gegen halb neun Uhr. Es war ein Augenblick feierlicher Stille. Ich wiederholte dem Bösen: „Er solle während des Läutens der Glocke, das zum englischen Gruß zu Ehren der Gottesmutter geschäbe, ausfahren in die Hölle, ohne Lärm, ohne Beschädigung, ohne eine Spur zu hinterlassen.“ Ich hieß die Leidende bei ihrem Namen „Maria“, sie solle niederknien; wir knieten alle im

Kreife um sie her und legten ihr die Stola auf's Haupt. Wie der Glodenschlag erschall, beteten wir Alle zusammen den dreifachen Gruß; als der letzte gebetet, sprach sie: „Es muß ja noch drei mal: „Chre sei dem Vater“ gebetet werden.“ Wir thaten es. Darauf sprach ich die gewöhnliche Kollekte, hielt einen Augenblick inne und frug mit klopfendem Herzen: „Maria Katharina, glauben Sie jetzt durch die Fürbitte der Mutter Gottes befreit zu sein?“ „Ja, Herr Bischof!“ antwortete sie. Ich sah ihr in das verklärte, Frieden athmende Gesicht; eine Stimme im Innern sagte mir, daß sie erlöst sei; mit lautem Weinen brach ich in das „Te deum laudamus“ aus, meine Priester in demselben Tone mit nach; sie, auf die Knie gesunken, betete wiederholt das Gebet des Herrn und den englischen Gruß. Wie ich geschlossen, da sprach sie mit kindlicher Freimüthigkeit: „Nun geht aber auch an die Dankagung!“ und damit kletterte sie zwischen uns durch auf den Knien die Stufen des Hochaltars hinauf, setzte sich fest wider den Altar, erhob die Arme und fing von Neuem den Rosenkranz an. Ich hieß die Kerzen am Tabernakel und am Gnadenbild anzünden und ließ sie allein vorbeten. Mit fester Stimme, mit ausgespannten Armen, das aufgelöste Haar über die Schultern herabhängend, betete uns die Befreite der hl. Gottesmutter den ganzen Rosenkranz vor. Man fühlte es, wie die Luft geläubert war, wie die unreinen Geister, die uns Alle mit unheimlichen Empfindungen und heftigen Anfechtungen geplagt, verbannt waren, wie die Engel um den Herrn und seine Mutter knieten und uns beten halfen. Nach dem Rosenkranz betete ich über sie die Schlüsselergismen zur Bewahrung und besiegelte ihre Befreiung durch den Segen mit dem Allerheiligsten Sacramente. Knieend dankte sie mir und dem Herrn, wiederholte ihr Gelübde beständiger Jungfrauschafft und versprach noch verschiedene Dufwerke; wir erneuerten auch die Verheißungen, die wir dem Herrn für ihre Befreiung schon vorigen Tages, zu großem Jammer und großer Qual des Bösen, gemacht; ich empfahl mich und uns Alle in ihr Gebet; sie versprach mir's für die Dauer ihres Lebens, und wir schieden aus dem Gotteshause. Während dessen hatte einige Kunde von der Sache unter'm Volk verlaundet, Hunderte hatten sich vor der Kirchthür versammelt und da sich mäuschenstill verhalten und mitgegeben. Als sie heraustrat, sah sie die Leute ganz freundlich an und sprach zu ihnen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ „Amen!“ riefen Alle und begleiteten sie wie im Triumph nach Hause.

Die Villa am Rhein.

Original-Novelle von Mary Dobson. [17

(Fortsetzung.)

„Einen bedeutenden Verlust?“ wiederholte die Majorin, welche einfach, daß ihre Befürchtungen nicht grundlos gewesen. „Durch wen denn?“

„Eine große Papierfabrik in Westfalen hat ihre Zahlungen und auch vorläufig ihre Arbeiten eingestellt. Ich bin dabei mit einem Vermögen von 200,000 Thalern betheilig.“

Betroffen schweig Frau von Falkenberg einen Augenblick, dann aber antwortete sie ruhig:

„Die Summe ist allerdings bedeutend, allein für Dich, Gustav, kann sie kaum von so großer Wichtigkeit sein.“

„Für einen Geschäftsmann ist eine jede Summe wichtig, Karoline,“ entgegnete er mit Nachdruck, „und von dieser habe ich schon seit Jahren die Zinsen eingebüßt. Zudem ist ein zweiter Fall in London —“

„Ein zweiter Fall?“ wiederholten schnell die Frauen, denn auch Elisabeth hatte davon noch nichts gehört.

„Ein dortiges Bankgeschäft, mit dem wir seit Jahren in Verbindung gewesen, hat, wie es heißt, vorläufig geschlossen. Mein Guthaben bei demselben ist ein sehr Bedeutendes.“

„Sollte es verloren sein?“ fragte in besorgtem Tone die Majorin, während Elisabeth ebenso besorgt auf ihren Gatten sah, dessen bleich und erregte Gesichtszüge ihr erst jetzt aufstießen.

„Nein,“ erwiderte Eichenbach, diese Engländer sind ehrliche Geschäftsleute und zahlen, sobald die Angelegenheiten geordnet sind. Ich bekomme viel leicht schon im Herbst einen Theil meiner Forderung, muß diesen aber in London selbst in Empfang nehmen. Schlimmer wird es mir in Paris ergehen, wo ebenfalls ein uns lange bekanntes Bankhaus nicht sicher ist.“

„Macht denn diese unglückliche Geldverlegenheit sich überall geltend?“ fragte verstimmt die Majorin, welche endlich einsehen mußte, daß ihr Bruder wie ihre Schwägerin nicht zu früh vor Mißgeschick gewarnt hatten.

„Ja, Karoline, überall. Es ist für die Geschäftswelt eine allgemeine Krisis, doch wird sie vorübergehen, wie es schon mit mancher anderen gewesen, wenn sie auch traurige Spuren zurückläßt,“ erwiderte ihr Bruder, dessen Augen nachdenklich in's Weite

blickten. „Säße ich nur nicht im nächsten Monat die große Auszahlung.“

„Unter diesen Verhältnissen auch noch eine große Auszahlung?“ fragte seine Schwester, deren Sorge weniger um die anderen als um ihre eigene Person mit jeder Minute stieg.

„Die sich noch dazu um keinen Tag verschieben läßt. Wir sind schon lange mit den Vorarbeiten dazu beschäftigt.“

„An wen hast Du diese Zahlung zu leisten?“ kam Elisabeth einer Frage ihrer Schwägerin zuvor, deren Ton ihr nicht zusagte.

„Es sind die sogenannten Kinderelder der Familie B., die schon unser verstorbenen Vater, welcher einer der Vormünder war, verwaltete, und die erst bei der Mündigkeit des jüngsten Kindes ausgezahlt werden sollten.“

„Gebräuchst Du zu dieser Zahlung sehr viel Geld?“ fragte Elisabeth sofort und setzete mit wechselnder Besorgniß die Blicke auf ihren Gatten.

„Das Geld liegt, wie Du denken kannst, bereit, denn dafür haben wir längst sorgen müssen.“

„So macht es Dir keine eigentliche Sorge?“

„Nein, Schwester, meine Sorge ist die ganze Jetztzeit und die Erwartung, was der nächste Tag bringen kann, denn vor der Hand ist an keine Aenderung dieser Krisis zu denken. Aber nun,“ setzte er, sich mit der Hand über die Stirn streichend, hinzu, „möchte ich nicht länger über diese traurigen Angelegenheiten sprechen, deren ich auch heute wohl nicht erwähnt, wäre es nicht wegen der Reise, von der ich gelaug.“

„Eine Reise?“ fragte überrascht Elisabeth.

„Sollte ich vergessen haben, Dir mitzutheilen, daß ich morgen nach Westfalen reisen will, um mich mit den Eigenthümern der Papierfabrik zu besprechen? — Es ist fatal, da augenblicklich mich so viel beschäftigt und ich auch wieder die nervösen Kopfschmerzen habe, die mich seit langer Zeit plagten und die mir so störend sind!“

„Du solltest mit Doktor Bäumler sprechen,“ meinte Elisabeth in ruhigem Tone, obgleich sie von einer nicht abzuwehrenden Angst um ihren Gatten beunruhigt wurde. „Er wird Dir Rath dagegen ertheilen können — vielleicht wären Dir Seebäder oder auch nur die Seeluft zuträglich!“

„Wie Du sagst, Elisabeth,“ entgegnete er, sie voll Liebe anblickend, und legte zugleich seinen Arm um ihre Schulter. „Doch es möchte gut sein, ihn zu Rathe zu ziehen, damit er, ehe er auf lange Zeit davon geht, mich gesund verläßt!“

„Will Doktor Bäumler fort?“ fragte überrascht die Majorin, welche ebenfalls ihren Bruder, von dessen Leiden sie zum ersten Male hörte, mit Sorge betrachtete.

„Ja,“ erwiderte dieser, „er geht mit seiner kränklichen Frau auf einige Zeit nach Florenz!“

„Und seine hiesige bedeutende Praxis?“

„Die Praxis übernehmen wohl die Kollegen, bis sich in unserer volkreichen Stadt ein neuer Arzt niederläßt. Aber, Elisabeth,“ wandte er sich darauf an diese, „laß doch die Kinder wiederkommen, die ich kaum gesehen, und dann laß uns zu Tisch gehen. Nach dem Essen muß ich eine Stunde ruhen, denn da ich morgen reisen will, werde ich diesen Abend noch spät zu arbeiten haben,“ und damit ging er der kleinen Silda entgegen, welche sich nicht länger von Frau Feldmann halten lassen wollte und mit lautem Freudenruf und einigen für ihn gepflückten Blumen, so schnell es ihre kleinen Füße gestatteten, ihn zu begrüßen kam.

Am folgenden Morgen reiste Gustav Eichenbach ab und seine Schwester begleitete ihn den größten Theil des Weges, denn sie wollte gerade ihren Stiefsohn besuchen, welchen sie seit ihrer Rückkehr aus Italien nur einmal auf einige Stunden gesehen. Für den nächsten Tag hatten sie verabredet, sich wiederum zu treffen und vereint nach der Vaterstadt zurückzukehren.

Elisabeth hatte ihren Gatten mit großer Sorge abreißen sehen und konnte sich sein plötzlich verändertes Aussehen und Benehmen nicht recht erklären. War es eine Krankheit, welche aus der fortwährenden Aufregung über die so traurigen Zeitverhältnisse, die auch ihn schon schwer getroffen und ihn noch ferner treffen mußten, entstanden war, und welcher Art mußte diese Krankheit sein? Er litt seit einiger Zeit an heftigen Kopfschmerzen, die er sonst nie gekannt, konnten diese nicht der Anfang eines schweren Leidens sein? Dieser Gedanke verlegte sie in Angst und Aufregung und sie beschloß mit Doktor Bäumler zu reden, noch ehe ihr Gatte dies thun würde, und ihn zu sich bitten zu lassen, falls er im Laufe des Tages nicht kommen würde.

Dies war indeed nicht nötig, denn der Doktor erschien am Nachmittag, und das sorgenvolle Gesicht der jungen Frau gewahrend, für die er eine wahrhaft väterliche Zuneigung gefaßt, fragte er schnell: „Was gib's, Frau Eichenbach, denn so niedergeschlagen habe ich Sie doch noch nie gesehen? Unse-
kleinen —“

„Meine Kinder sind Gottlob gesund und munter, Herr Doktor,“ entgegnete sie.

„Und Ihrem Manne muß es auch gut gehen,“ fuhr der Arzt fort, „denn er ist mir diesen Morgen mit der Majorin auf dem Wege zum Bahnhofe begegnet!“

Elisabeth erzählte nun von der Betheiligung der kurzen Reise und fügte hinzu:

„Meines Mannes wegen wollte ich mit Ihnen sprechen, was er auch in der nächsten Zeit selbst thun wird,“ und darauf vertraute sie dem treuen Freunde, was ihr Herz beängstigte und was sie seit einigen Tagen nicht mehr zur Ruhe kommen ließ.

Er hörte ihr aufmerksam zu und sagte, als sie ihren Bericht geendet:

„Ich glaube, Sie können sich Ihres Mannes wegen beruhigen, Frau Eichenbach; doch werde ich ihn beobachten, bis er selbst einen Rath begehrt. Es ist indeß wohl erklärlich, wenn in jetziger Zeit ein Geschäftsmann in Sorgen und Aufregung geräth, allein Ihr Herr Gemahl hat wohl die wenigste Ursache dazu und kann mit seinem großen Vermögen schon manchen Sturm abhalten!“

„Dennoch fürchte ich, daß er sich schwere Sorgen macht.“

„Das könnte höchstens in einer krankhaften Nervensituation geschehen und der müssen wir, wenn sie wirklich vorhanden ist, Herr zu werden suchen; doch nun lassen Sie uns zu den Kindern gehen. Zugleich erzählen Sie mir von Ihrer lieben Mama und von Fräulein Stein, die meine Frau und ich so lieb gewonnen, daß, wenn sie nicht ein so befähigtes Heim hätte, wir ihr vorschlagen würden, zu uns zu ziehen, um uns die fehlende Tochter zu sein!“

16. Kapitel.

Der Sommer war fast vergangen; der September war herangekommen und Elisabeth Eichenbach befand sich mit ihren Kindern allein in der Villa am Rhein. Alle übrigen ihr nahe stehenden Personen waren weit von ihr entfernt. Am jenem Nachmittage, wo wir sie dem Leser wieder vorführen, sitzt sie am Fenster ihres Wohnzimmers, das den Blick auf die Landstraße hat, und sieht erwartungsvoll auf diese hinaus und abwechselnd auf die Uhr, welche bald die fünfte Stunde angibt. Im anstehenden Zimmer sind die Kinder mit ihren Wärterinnen; sie sind frisch und gesund, was Silda's liebhaftes Spiel und ihres Brüdchens laute Stimme zur Genüge bekunden. Die junge Mutter aber ist ernst und bleicher als sonst und ihre Augen blicken sorgenvoll in's Weite. Jetzt aber hört sie das Rollen eines rasch herankommenden Wagens, ihre Züge beleben sich, das Roth der Freude färbt ihre Wangen und sich erhebend, sieht sie auch bald ihren mit einigen Koffern beladenen Wagen vorfahren. Dann eilt sie auf den Hausflur hinaus und ruft lebhaft:

„Willkommen, willkommen, Herr und Frau Bürgermeister!“ und wird von diesen, welcher von einer mehrmonatlichen Schweizerreise zurückkommen, mit Elternzärtlichkeit begrüßt. Sie begrüßten dann auch die herbeigekehrten Kinder, von denen sie den kleinen Rudolph noch nicht gesehen, und begaben sich darauf in die für sie bereitgehaltenen Gemächer. Als sie später im Wohnzimmer erschienen, ist Elisabeth daselbst am Theetisch beschäftigt und die neben ihr stehende kleine Silda auf den Arm nehmend, sagte der Bürgermeister König, während seine Gattin sich im Sopha niederließ:

„Nun, Elisabeth, war es nicht ein glücklicher Gedanke von uns, Dich in Deiner Einsamkeit aufzusuchen, denn daß Du allein siehest, hattest Du uns ja nach Zürich geschrieben!“

„D gewiß,“ antwortete die junge Frau, aus deren Zügen die Freude des Wiedersehens leuchtete. „Ich habe mich auch so sehr nach Ihnen geseht —“ hier ward sie plötzlich ernst, „ich habe Ihnen auch sehr viel zu erzählen!“

„Hoffentlich viel Gutes und Erfreuliches,“ entgegnete der Bürgermeister, das kleine Mädchen seiner Gattin übergebend, welche die mitgebrachten Spielsachen vertheilte und sich an dem lebhaften Jubel der Kinder erfreute.

„Leider muß ich Ihnen auch Trauriges berichten,“ antwortete Elisabeth, „und Ihre Reizefreude in etwa stören.“

„Was ist's denn, so sprich doch!“ rief heftig ihr früherer Vormund und sich von den Kindern abwendend, setzte auch seine Gattin hinzu: „Ja, was könnte das sein, Elisabeth? — Dich und die Kinder haben wir gesund wiedergesehen. Dein Mann ist es ebenfalls; so viel wir wissen, ist er nach Helgoland gereist und Deine Mutter —“

„Von meinem Manne will ich Ihnen später erzählen, zuerst müssen Sie den meinen Mutter in Paris wiederfahrenen Unfall hören.“

„Einen Unfall?“ fragte erschreckt das Ehepaar. (Fortsetzung folgt.)